

Die Neue Welt



Nr. 34

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Leb' ewig wohl!

Von Ernst Krcowski.

Leb' wohl! — Die Lippe spricht es wohl,
Allein das Herz kann's nimmer sprechen,
Weil ihm bei diesem Scheidegruß
Vom Glück die schönsten Kronen brechen.
Es hat geträumt, gehofft, geglaubt
Bis zu der letzten aller Stunden,
Daß es nach irrer Lebensfahrt
Nun endlich Ankergrund gefunden.

Vorbei der Traum! — In Nacht versinkt
Der Zukunft lichter Trostgedanke — —
Herz, o mein Herz, stoß' ab in's Meer
Auf deines Schiffbruchs letzter Planke!
Dem Vogel gleich, dem Wettersturm
Das Nest geraubt, irr' hin und wieder;
Dem Irrestern gleich aus Sonnenhö'n
Stürz' gluthverhauchend jach hernieder!

Kein Herz konnt' je verlass'ner sein,
Als sich das meine fühlt verlassen: —
Allein! Allein! Kein treues Herz,
So mit mir zög' auf meiner Straßen . . .
So irr' ich ruh'los hin und her,
Ob sich das Unglück schwer entlade,
Ahasversehnjucht in der Brust,
Nicht werth, daß mir ein Himmel gnade.

Leb' wohl! — Leb' ewig wohl! — Doch nein, Noch aber glimmt's und glüht's in mir
Auf ewig nicht will ich mich trennen, Und Phönix Hoffnung regt die Schwingen!
Es müßte denn mein Lebenslicht Schwand auch dies letzte Hoffen — mag
Mir fürder vor der Zeit verbrennen. Das Leben selber rasch verklingen.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fachtbruders. Von F. Niebeck.

(Fortsetzung.) Siebzehntes Kapitel.
Gott Vater.

Es kommt ein Tag, an dem sie wiederkehrt —
die Meute der Zweifel. Sie überrascht Dich
jäh, wenn Du am tiefsten fühlst das Glück
Deines schwer errungenen Friedens; sie heßt Dich
in fremde, unweglame, schreckhafte Gesilde, sie zer-
martert Deine Seele, stürzt sie hinunter in die
Söllenschlünde der schwarzen Angst, entreißt Dir
Stück um Stück Dein Schönstes — Deinen reinen,
beglückenden, starken Kinderglauben.

O, was habe ich gelitten unter dem Teufelspud
der Nächte! Nie vorher so viel, als während meines
Aufenthaltes in Thalungen. Wie oft entfuhr mir
ein geller Todeschrei, wenn der Beherrscher der
Unterwelt zu mir ans Bett trat, mich mit erbarmungs-
losen Gluthängen ansah und seine langen, etelhaften
Krallen mir um den Hals legte, um mich zu er-
würgen! Wie rief ich da in gräßlicher Angst den
Namen Gottes, und wie leistete ich im Zeitraum
einer einzigen Sekunde die heiligsten Schwüre, daß
ich reumüthig in den Schooß der allein seligmachenden
Kirche zurückkehren wollte! Gott stand mir bei;
der Böse wich. Und wenn ich dann, von einem
tödtlichen Drucke befreit, mich zu bewegen wagte und
mit den Augen das Dunkel zu durchdringen suchte,
wußte ich nicht, ob ich das Schreckliche wirklich er-

lebt, oder nur geträumt hatte. Gewöhnlich kam
ich dann zu dem Schluß, daß Gott durch solche
Traumerscheinungen seinen Willen kundgebe und uns
Menschen zeige, was wir zu gewärtigen haben, wenn
wir hienieden Wege wandeln, die nicht die seinen sind.
In dieser Erkenntniß gab ich mich dem Gebet und
der Reue hin und faßte allerlei fromme Befehlungs-
vorsätze, die ich, wenn am Morgen die Sonne auf-
gegangen war und die Dämonen der Nacht ihr Recht
über mich verloren hatten, als thöricht verwarf . . .

Ich weiß nicht, wo ich es gelesen oder gehört
habe, daß Jeder, der sich den stolzen Namen eines
Christen beilege, auch verpflichtet sei, nach den Vor-
schriften der Kirche zu leben und regelmäßig dem
Gottesdienst beizuwohnen, sonst sei er ein elender
Heuchler und schlimmer als ein Heide. Ich weiß
auch nicht, wie es kam, daß mich diese Behauptung
eine geraume Zeit hindurch Tag für Tag, oder viel-
mehr Nacht für Nacht beschäftigte und der schlimmste
Störer meines Friedens war.

Seit meinen Zerwürfissen mit dem Pfarrer
meiner Heimath hatte sich nach und nach in meinem
Gemüth ein eigener Glaubenskult gebildet. Ich hatte
mich in das Bewußtsein hineingelegt, daß man dem
allgegenwärtigen Gott nicht nur in der Kirche, son-
dern an allen Orten dienen könne, wo man ihn
„im Geiste und in der Wahrheit verehere“, und ich
konnte mich des Empfindens nicht erwehren, daß der
geliebte Heiland mit den kirchlichen Bräuchen rein
garnichts gemein habe. Oft hörte ich die Leute
sagen, daß die eifrigsten Kirchengänger oft die schlech-
testen und gefährlichsten Menschen seien, und zahl-

reiche Beobachtungen, die ich selbst in solcher Be-
ziehung gemacht hatte, stimmten mit diesem Urtheil
überein. Einen alten, behäbigen Kupferschmiede-
meister, der mit meinem Meister in Thalungen be-
freundet war, hörte ich einmal in Bezug auf eine
reiche Familie sagen: „In der Kirche rutschen sie
sich vor unserem Herrgott die Kniee wund und
möchten ihm vor lauter Frömmigkeit die Füße ab-
beißen; sind sie aber raus aus der Kirche, so wissen
sie vor Hochmuth garnicht, was sie anfangen sollen,
und alle andere Menschen sind ihnen Lust. Bloß
wenn sie wieder einen Dummen gefunden haben,
der sich von ihnen betriegen und begannern läßt,
thun sie hübsch mit ihm. Mit solcher Blase bleibt
mir hundert Schritt vom Leibe!“

Diese Worte gefielen mir; sie entsprachen ganz
meinen eigenen Erfahrungen und waren mir eine
Bestätigung, daß die priesterlichen Handlungen im
Gotteshaus, wie überhaupt das Gotteshaus selbst nicht
die Fähigkeit besäßen, veredelnd auf das Menschen-
herz einzuwirken. Immer fester ward daher meine
Ueberzeugung, daß der beste und wirksamste Gottes-
dienst die Gottverehrung in der schönen, freien Natur
oder sonst in der Einsamkeit sei. In meinen reli-
giösen Verzückungen, in denen ich mit Jesus Christus
redete, glaubte ich auch dessen Zustimmung gefunden
zu haben.

Da aber störte meinen süßen Seelenfrieden jenes
strenge Wort der Verdammniß, das da lehrte, daß
Keiner ein Christ sei, der nicht streng die Lehren
der Kirche befolge. Wohl versuchte ich, dem Worte
zu trotzen, allein meiner schwachen Seele fehlte die

Kraft zur Widerlegung, und so versiel ich in schauerlichen Grübeln über dem schwarzen Baume. Ich erschraf und bebte vor dem Jorn Gott Vaters; oft weckte mich seine Warnerstimme aus dem Schlafe; oft auch geschah das Merkwürdige, daß ich plötzlich aus seinem Schlaf mit einem Schrei emporstauelte und dabei die Empfindung hatte, als habe ich mich durch ein jähes Zurückweichen vor einem Absturz in einen tiefen Schlund gerettet; manchmal ergriff mich in solchen Augenblicken eine namenlose Furcht vor einem mir unbekanntem entscheidlichen Verhängniß; die Angst lastete auf mir wie ein Bleikloß; ich wagte nicht, mich zu regen, wagte nicht, zu athmen; ich fühlte den kalten Schweiß auf der Stirn, starrte offenen Auges in die Finsterniß, als müßte es hervorquellen, das Unbekannte, Grauensvolle, und mich würgen — erdroffeln. Manchmal kam es auch, hauchte mich mit heißem Athem an, daß ich dem Erstickten nahe war, tastete nach meinem Halse — und ich rief den Namen Gottes, gelobte wieder einmal mit aufrichtiger Seele Bekehrung, und der gespenstische Schatten wich langsam.

So lange es mir möglich gewesen war, einzig nur dem milden Heilande Menschheit abzulegen über mein Wandel, Thun und Denken, lebte ich ein ruhiges Seelenleben, und mein Glaube an die Allgegenwart meines göttlichen Fremdes schützte mich vor manchen Thorheiten; erst dann, als ich es für ein Erforderniß meines Seelenheilens hielt, auch den Willen des Vaters zu erfüllen, und als ich diesen Willen zu ergründen suchte, gerieth ich in jenen Urwald von Widersprüchen, in dem mir alle die geschilderten Schrecknisse begegneten.

Die gespenstischen Abenteuer der Nacht hatten ihre schlimmen Folgen für den Tag; ich war matt und schläfrig, so daß der Meister manchmal begründete Ursache hatte, die moralische Despeitsche zu schwingen; ich war auch zerstreut und beging unverzeihliche Fehler, wie beispielsweise den, daß ich zwei Tischbeine verdarb, indem ich die Zapfenlöcher in falsche Seiten stemmte. Zum Glück war der Meister nicht zu Hause; ich fand Zeit, zwei neue Tischbeine herzurichten und die verdorbenen zu verstecken, um sie gelegentlich zu verbrennen. Hätte er mich bei einem solchen, allerdings haarsträubenden Fehler ertappt, so wäre ein Höllenpektakel losgebrochen; so aber begnügte er sich bei seiner Heimkehr, mich boshaft zu fragen, ob ich in seiner Abwesenheit geschlafen habe.

Das stand bald fest bei mir, daß ich ein solches Leben nicht weiter führen konnte und durfte. Wenn ich meinen Pflichten und Aufgaben in der Werkstatt gerecht werden und meine Stellung behaupten wollte, mußte ich des Nachts ruhen und schlafen. Ich mußte mich mit dem lieben Gott auseinandersetzen, gleichviel auf welche Art. Wie kommt' ich dunkler Dinge damals wissen, daß solche Auseinandersetzungen mit dem Höchsten nicht so schnell von statten gehen, wie wenn zwischen zwei in Freundschaft miteinander geatheten Menschen eine gütliche Aussprache erfolgt, sondern daß lange Jahre vergehen, bevor sich der junge unerfahrene Mensch im Kampfe mit der ihm von seinen Erziehern zuerkannten Gottheit zum Frieden und zur wahren Religiosität durchringt.

Wiederholen muß ich, daß mir die Unholde des Zweifels immer nur des Nachts Entsetzen einjagten, obgleich sie auch des Tages in meiner Seele rumorten. Und da ich nun aus rein praktischem Grunde mit nüchternen Sinnen bestrbt war, mir die Ruhe der Nacht zu gewinnen, kam mir — wer weiß, wie — der Gedanke in den Sinn, daß Gott gar nicht existire, und daß die Menschen, die ihn leugnen, im Rechte seien. Selbst am klaren Tage erschrak ich vor diesem schrecklichen, welterschütternden Gedanken; ich glaubte nicht daran, fühlte jedoch eine Macht in mir, die mich zwingen wollte, daran zu glauben, und es überkam mich zeitweilig ein Gefühl der Freude und Genugthuung, daß es mir mit einem Male gelungen sei, alle Zweifel zu brechen und alle die Qualen und Nengste, die mir mein Glaube verursacht, zu verschenden. Wie oft schon hatte ich davon reden hören, und wohl auch gelesen, daß es Menschen gäbe, die da sagen, die Welt sei von selbst entstanden, sie habe sich aus dem Urnebel ent-

wickelt; die Evangelien seien nicht Offenbarungen Gottes, sondern Menschenwerke, gemischt aus Sage und Dichtung, und Christus sei nicht der Sohn Gottes, sondern ein Mensch gewesen, wie andere Menschen. Ich hatte solche Gottesläugner stets als die schwersten Frevler, als die verabscheuenswürdigsten Kreaturen angesehen; ich hatte sie für Opfer oder Werkzeuge der Hölle gehalten — und nun war ich selbst einer geworden. Mein Unglaube stand indeß auf schwachen Beinen, und um ihn zu stützen, drängte es mich fortwährend, nach Widersprüchen zu suchen, wie solche zwischen Natur und Kirchenlehre in übergroßer Zahl vorhanden sind, und Gründe zu sammeln zum Beweise dessen, daß die sogenannten heiligen Mythen in das Gebiet der Märchen gehören. Ich fand, was ich suchte, in reichlicher Menge; das ist leicht erklärlich, da ich nicht unter einer Last von theologischem und naturischem Wissen zu leiden hatte, sondern durch meine holbe Unwissenheit befähigt war, mit Gedankenschnelle die schwersten Hindernisse zu nehmen. Ich verfuhr dabei wie der Hase im Märchen, als es sich um einen Wettlauf über einen hohen Berg handelte; die Aufgabe war ihm zu schwierig, daher leugnete er einfach, daß ein Berg vorhanden sei, lief um den Berg herum und gelangte als Erster an das Ziel. Da ich Gott nicht zu überwinden vermochte, stellte ich seine Existenz in Abrede; ich umging ihn in meinen Untersuchungen, bewegte mich durch allerlei niederes Gestrüpp, das keinen Fernblick gestattete, und konnte dann mit Fug und Recht behaupten, daß ich Gott nicht gefunden habe.

Doch das schändliche Manöver hatte für mich nur einen Scheinerfolg. Trotz aller Mühen gelang es mir nicht, den fest gewurzelten, mir unbenommen gewordenen Gottesglauben aus meinem Herzen auszurotten. Wie lächerlich und kindisch jener Selbstbetrug war, erhellt aus der Thatsache, daß ich auch in den schwärzesten Stunden meines erkünstelten Atheismus nicht aufhörte, in schwärmerischer Liebe an Jesus Christus zu hangen und ihn als den liebenden, Alles verzeihenden Erlöser zu betrachten. Die Frage, ob er göttlichen oder menschlichen Ursprungs sei, beschäftigte mich nicht ernsthaft, da sie mir gleichgültig war. Manchmal jedoch kam mir der Gedanke, es müßte schöner und besser sein, wenn er nicht der Sohn Gottes wäre; man hätte dann die Gewißheit, daß es möglich sei, ihm nachzutreten und ihm an Menschenliebe und Duldermuth gleichzukommen, während es doch für einen schwachen Menschen allzuschwer sein müßte, dem erhabenen Beispiel eines Gottes nachzueifern. Bestehen blieb ja der Trost, daß er unter den seligen Geistern fortlebte, unter ihnen einen allerersten Rang einnahm und als Geist nicht ermüdete, seine Menschenliebe zu bethätigen. An den Sohn wollt' ich herzlich gern glauben; ihn wollt' ich um keinen Preis der Welt aus dem Himmel meiner Seele verdrängen; seine schönen, milden klaren Augen leuchteten immer in Verzeihung und Veröhmung, wenn ich ihm eine Schuld zu beichten hatte, und er ließ mir Kraft in allen Nöthen und Mühsalen. Nur mit dem Vater, dem gestrengen Droher und Rächer, wie ich ihn aus dem alten Testamente kannte und wie er mir während meiner Jugendzeit von der Kanzel herab geschildert worden war, konnte ich mich nicht befreunden; nur dem Vater, der eine einzige Todsinde, die vielleicht in einer flüchtigen Minute verübt worden war, damit sühnte, daß er den Sünder auf ewig und ewig in die Flammen der Hölle schleuderte und ihn gänzlich den Teufeln preisgab, galt mein heißer Seelenkampf. Ihn zu verneinen war ich mit allen Kräften bestrbt.

Gott aber ließ sich nicht verneinen. Er trat mir auf Schritt und Tritt entgegen und zeigte mir überall Werke seiner Allmacht und seiner weisen Fürsorge für die Menschheit. Seltsam berührt es mich heute, wenn ich zurückdenke an alle jene Beweise einer gütigen Vorsehung, die sich mir trotz meines Sträubens aufdrängten; sie bilden heute für mich die Schlüssel zum Verständniß meiner damaligen Geistesverfassung — zum Verständniß einer jungen Seele, der es in den engen Verhältnissen ihrer dürftlichen Heimath und einer mangelhaften Schule an Raum und Freiheit zu naturgemäßer Entwicklung

fehlte, und die in einen starren Glaubenspanzer gezwängt wurde, der ihr ein fester Schutz sein sollte gegen die Anfeindungen des Weten, der aber jede freie Bewegung und jedes Wachsen hinderte, und in dem das arme Ding schließlich elend verkommen und erblüdet wäre, wenn es sich nicht gewaltsam Luft geschafft hätte. Als das gute Seelchen dann einige der lästigsten Panzerschuppen entfernt und namentlich die Schuppen von seinen Augen losgerissen hatte, erschien ihm die Welt ganz funkel-nagelneu und märchenhaft schön; es sah in den kleinsten Dingen die merkwürdigsten Wunder und kam in seinen Betrachtungen zu absonderlichen Schlußfolgerungen; es dämmerte ihm eine Ahnung auf von der großen Harmonie des Weltganzen, von Werden, Blühen, Reifen und Vergehen, doch das Seelchen war zu schwach, um mit seinen Sinnen das Ganze zu erfassen und das Einzelne im Verhältniß zum Ganzen zu erklären; es konnte sich nur an das Einzelne klammern und daraus seine Schlüsse auf die Gesamtheit ziehen. Und wo seine kleine Begriffswelt aufhörte, sah es überall den waltenden Gott, der nach einem unerklärlichen Willen alle Dinge geschaffen und gestaltet habe zum Nutzen und zum Wohle der Menschen.

Ich sah einen Steinbruch. Das Gestein lag schichtweise; große Quadern konnten ohne Mühe abgehoben werden. Die Steine wurden zum Bau von Häusern verwandt, und ich erfuhr, daß in jener Gegend kein Lehm zu finden sei, aus dem sich Ziegeln brennen ließen. Allsogleich erkannte ich mit Stammen die weise Fürsorge Gottes. Weil in jener Gegend kein Lehm zu finden war, hatte er Steine geschaffen und sie quadratisch gestaltet, wie sie eben zum Bauen beschaffen sein müssen. Was wußte ich damals von der natürlichen Entstehungsgeschichte solcher Steinlagerungen! Ich sah nur die Schöpferhand, die für die Bedürfnisse der Menschen sorgte, wie sie auch den Schiefer nur deshalb in flachen Tafeln geschaffen hatte, damit die Menschen ihre Dächer damit decken und die Schulkinder mit Schiefertafeln versorgt werden konnten.

Ich erinnerte mich, irgendwo gelesen zu haben, daß um jede reisende Weintraube eine kleine Spinne ein Netz ziehe, damit die Traube nicht von Insekten zernagt werde. Daß die Spinne vielleicht aus schlauer Vordrinst also handelte, weil die Süßigkeit viele Kostgänger anlockte, die dann der heimtückischen Blutsaugerin ins Garn gingen, daran dachte ich nicht; ich sah wieder nur den Gott im Himmel, der voll rührender Güte dafür sorgte, daß die Menschenkinder sich am Weine erquicken sollten.

Nach einer sehr verbreiteten Volkssage stellen die dunklen Flecken in der Mondscheibe einen Mann dar, der ein Bündel Holz trägt. Ich suchte diesen Mann stets vergeblich; mir erschien der Mond als freundliches Gesicht, und die Flecken waren für mich Augen, Mund und Nase. Als ich mich einmal fragte, wie es wohl komme, daß der todte Weltkörper uns wie ein lebendes Antlitz erscheine, durchblühte mich die Erkenntniß, daß Gott den Mond zu einer freundlichen Erscheinung für die Menschen geschaffen habe, zum „Troste in stiller Nacht“, wie es im Liede hieß. Ein solcher Tröster hätte meines Dafürhaltens der Mond ohne Gesicht nicht sein können.

Alles das waren Beweise, die meine Ungläubigkeit zu Schanden machten; und indem ich überall in der Natur auf Gott stieß, fand ich, daß sein Wesen gar nicht so düster und streng und verdammend war, wie es mir im Geiste vorschwebte, und so entschloß ich mich eines Tages kurzer Hand, von meinem schrecklichen Unglauben abzulassen. Doch diese klägliche Niederlage war für mich zugleich ein großer Sieg; ich erreichte einen Frieden, der mir unendliche Vortheile gewährte. Ich war nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Kirche und die Geistlichkeit eine gänzlich falsche Vorstellung von Gott hatten; ich glaubte an keine Teufel und keine Hölle mehr; ich vertraute dem lieben Gott solche Grausamkeiten nicht zuzutragen. Mit ihm, dem Schöpfer und Allhalter, den ich hatte verleugnen wollen, suchte ich mich zu versöhnen, und allmählich gewann ich die Ruhe des Herzens wieder, die mir so noth that.

Die religiösen Jugendstürme hatten noch lange nicht ausgeht; ich sollte u. a. Schreckliches erleben. Vorläufig aber herrschte Sonnenschein und Maienstimmung in meinem Gemüth.

Achtzehntes Kapitel.

Der Brief. Im Gefellenbunde.

Der Montag glich einem jener Sommertage, die von unerträglicher Schwüle sind, an denen kein Windhauch die durstigste Luft bewegt und das finstere Wettergewölk am Horizont in unheimlicher Regungslosigkeit verharrt. Die Menschheit will, daß es heraufsteige; sie will Bliz und Strach und frisches Wehen, will Kühlung und Regen; doch der eigene heiße Wunsch läßt sie erbeben und erfüllt sie mit schwarzer Furcht, denn ein Gewitter nach solcher Gluth bringt oft Hagelschlag und Verderben. . .

Diese dumpfe Stimmung herrschte den ganzen Tag über in der Werkstatt. Der Meister war mürrisch und verschlossen; er redete kein Wort, nicht einmal während des Frühstücks, wo er sonst regelmäßig seine Tagesbefehle kundgab. Als das sicherste Zeichen, daß eine entscheidende Katastrophe bevorstand, erschien mir der Umstand, daß er mich nicht, wie sonst, zum Fleiß ermahnte, nicht zu fieberhaft wider Thätigkeit hetzte. Ich zweifelte nicht, daß ich die Ursache der merkwürdigen Veränderung war, die sich in seinem Gemüthe vollzogen hatte, und ich zitterte in dem Gedanken, daß ein schweres, vernichtendes Unwetter losbrechen werde. Diese Erwartung wirkte beklemmend und lähmend auf meine Seele und machte mir den Montag zu einem wirklichen Schreckenstage. Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß eine Erklärung erfolgte, und auch während des Abendbrotes wurde das entsetzliche Schweigen nicht gebrochen. Den ganzen Tag hatte ich im Stillen herzlich gewünscht, das Wetter möge losbrechen, auf die Gefahr hin, daß ich dabei zerschmettert werde; als ich aber nach Feierabend in meiner stillen Bodenkammer saß, war ich glücklich, daß der grausige Tag in Frieden geendet hatte.

Am Vormittag hatte ich eine Postkarte von Franz erhalten; er meldete mir in wenigen Worten, daß er in Puzlau Arbeit bekommen habe; auch theilte er mir seine Adresse mit.

Bei einem Stümpfchen Talglicht hoffte ich am alten Kloberkasten und schrieb einen Brief an die Mutter. Dabei horchte ich aufmerksam auf jedes Geräusch, denn es war mir wegen der großen Feuersgefahr streng verboten worden, ein Licht in der Bodenkammer anzuzünden, und ich durfte mich nicht erweichen lassen.

Der Brief, den ich zu Stunde brachte, war eine kleine Schustigkeit — vielleicht sogar eine große, oder eine ganz große. Ich begehrte einen neuen Anzug von der Mutter. Das war sicher nicht hübsch, denn ich wußte, daß ich der guten, lieben Frau mit einem solchen Begehre eine schwere Verlegenheit bereitere; doch eine Todssünde beging ich nicht, war doch die Mutter das einzige hilfswillige Wesen, an das ich mich in meiner Drangsal wenden konnte. Das Böse und Bübische bestand vielmehr darin, daß ich den Thatsachen zuwider behauptete, ich hätte ein moralisches Anrecht darauf, daß sie mir einen Anzug schenke. Ich bat nicht, ich forderte, und zwar in einem Tone, der sie tief verletzen mußte. „Jeder Junge, der Geselle wird, bekommt von seinen Eltern einen Gefellenanzug geschenkt; nur ich werde mir mein ganzes Leben lang sagen müssen, daß ich keinen bekommen habe.“ So schrieb ich mit erkünstelter Pückerkeit, und um die Hundstötterei und Heuchelei auf die Spitze zu treiben, fügte ich mit meinem schmierigen Galläpfelsaft die giftigen Worte hinzu: „Ich könnte mir selber einen kaufen, ich verdiene hier schönes Geld, ich will ihn auch von meinem Gelde bezahlen, aber es soll doch heißen, ich habe ihn von der Mutter gekriegt.“

Kein Abschied hatte mir die Mutter schluchzend gesagt, es schmerze sie, daß sie mir keinen neuen Anzug schenken könne; sie verdiene so wenig, daß sie das Geld nicht anzutreiben wisse; ich habe ihr während meiner Lehrzeit gar zu viele Ausgaben

verursacht. An diese Worte erinnerte ich mich beim Schreiben, und dennoch schrieb ich den Brief; ich war mir der Niedertrüchtigkeit meiner Politik voll und bewusst; ich empfand, daß ich mich eines schweren Verrathes, einer Herzlosigkeit und Falschheit sondergleichen an meiner Mutter schuldig machte; das Gewissen ängstigte mich und mein Herz schrie in Qual — und dennoch brachte ich das Verbrechen solacrichtig zu Ende. Die laut mahnende und heftig anklagende Stimme des Herzens suchte ich durch den sophistischen Einwand zu beschwichtigen, daß ich ja später, wenn ich eine Zeit lang kein Geld auf Kleidung brauchen werde, der Mutter das Geld zehnfach zurückerstatten könne. . .

Schon oft in meinem Leben habe ich jenes Briefes gedacht, und immer, wenn ich mich stauend fragte, wie ich bei meinem frommen Gemüthe einer solchen Schändlichkeit fähig war, und wenn ich dabei Beobachtungen zu Rathe zog, die ich bei anderen jungen Menschen gemacht hatte, fand ich stets nur die Antwort, daß angeborene Eitelkeit, sofern sich geistige Beschränktheit zu ihr gesellt, in ihrem Drange nach Selbstbefriedigung der gemeinsten Handlungen fähig ist. In meinem Falle kam noch einiges Besondere hinzu. Ich war meiner Mutter mit aufrichtiger, schwärmerischer Liebe zugethan und mich befleete das Verlangen, ihr zu beweisen, daß sie einen tüchtigen Sohn habe. Ich wollte vorwärts kommen in der Welt, ein hochgeachteter und berühmter Mann werden, und meine Mutter sollte sich in diesem Glück sonnen, sollte den Abend ihres Lebens friedlich und sorgenlos in Freude über ihr Kind verbringen. Aus diesem Wunsche heraus erwuchs ein merkwürdiger Ehrgeiz, der nie fremden Menschen, sondern immer nur der Mutter gegenüber in Erscheinung trat. Vor anderen Leuten konnte ich mich demüthigen, vor der Mutter nicht; in ihren Augen wollte ich schon frühzeitig kein Kind mehr sein, sondern ein freier, kühner, kluger Mann. Und aus diesem Grunde ließ es meine Eitelkeit unter keinen Umständen zu, sie um den Anzug zu bitten; da ich aber unbedingt eine neue Gewandung haben mußte, wenn ich in Thalungen bestehen wollte, zwang mich mein eitles Wesen, trotz allen Sträubens meiner besseren Seelenkräfte, jenen Brief zu schreiben, in dem ich mit meinem Gelderdienst prahlte und meine Forderung durch eine nichtswürdige Heuchelei zu begründen wußte.

Der Dienstag begann mit einer angenehmen Ueberraschung.

Ich war zeitig aufgestanden; um Punkt fünf Uhr schon stand ich an der Hobelbank und hobelte und sagte, was das Zeug hielt. Dabei fürchtete ich, daß die peinigende Spannung, die mir den ganzen Montag verleiht hatte, noch weiter dauern und schließlich zu einer Explosion führen werde.

Der Meister schlüpfte später als gewöhnlich aus seiner Kammer hervor, und er begrüßte mich mit den üblichen Worten: „Morgen! Und heut 'n Bissel Damm und Pfl!“ — womit er den freundlichen Wunsch ausdrückte, daß ich von meinem Fleiße den ganzen Tag über den ausgiebigsten Gebrauch machen möge.

Für mich war diese Ermahnung das überraschende Zeichen, daß der Meister anderen Sinnes geworden und der gewöhnliche Zustand wieder hergestellt war. Die Mahnworte klangen mir wie eine frohe Friedensbotschaft, und mein Herz fühlte sich erleichtert.

Der Tag verging und die ganze Woche verging, ohne daß nennenswerthe Zwischenfälle eintraten, und da der Meister mit keiner Silbe den unerwarteten Vorfall vom Sonntag berührte, bildete sich in mir die Meinung, daß an seiner sonderbaren Veränderung vom Montag einzig nur die geheimnißvolle Frauengestalt schuld war, die in seiner Schlafkammer gewelt hatte.

Im Laufe der Woche vollendete ich meine großartige Dichtung von der „Hermannschlacht“; auch gebieh die „Sage von den sieben Götzen“ um ein Beträchtliches. So oft ich Arbeiten verrichtete, die keine bedeutende Aufmerksamkeit erforderten, spornte ich den Geist zu künstlerischer Thätigkeit an, und

so entstand Vers auf Vers, bis mir allmählig das ganze Werk in herrlicher Vollendung vor der hochglückten Seele stand und nur der Niederschrift harrete. Einzelne Strophen skizzirte ich flüchtig auf Holzstöckchen und verbarg sie unter der Hobelbank, und dabei freute ich mich kindlich auf den nächsten Sonntag, den ich gänzlich der Pflege meiner dichterischen Lustbarkeit zu widmen gedachte.

Dieser schöne Plan wurde mir leider durchkreuzt. Der Meister hatte mir schon wiederholt gesagt, ich müsse mich beim Altgesellen melden und mich in die Krankenkasse eintragen lassen, und als der Sonntag Nachmittag herangeritten war, erklärte er mir, ich müsse unbedingt in die Herberge gehen und die Anmeldung besorgen; es sei die allerhöchste Zeit, anderenfalls müsse ich Strafe zahlen.

Ich stieg hinauf in die Bodenkammer, nahm meinen Sonntagsanzug und betrachtete ihn. Die Augen gingen mir über, und das Entsetzen packte mich bei dem Gedanken, daß ich in diesem Anzuge vor den Altgesellen hintreten sollte. Doch der Befehl mußte befolgt werden — da gab's keinen Ausweg. Also holte ich einen Topf Wasser, nahm meine Kleiderbürste, die zugleich als Schühbürste diente, und begann zu waschen und zu büsteln. Alle Mühe war indeß vergeblich; so wenig wie ein schwarzer Fudel sich weiß waschen läßt, so wenig ließen sich die zahllosen Schandflecken meiner Gewandung ausmerzen. Zum Glück war die Grundfarbe schwarz, und so konnte ich wenigstens die häßlichsten Fleckstellen, die von meiner Thätigkeit als Feuerlöschmann herrühren mochten, mit Schühwische ansärben. Als ich die Entdeckung gemacht hatte, daß die feuchten Stellen ein frischeres und besseres Aussehen hatten als die dunklen, ließ ich dem ganzen Anzug eine Wasserkur angedeihen, zog ihn an und machte mich schnell auf den Weg zur Herberge. Dort wollte ich mich rasch meiner Pflicht entledigen, bevor der Anzug zu trocknen begann. . .

Vor der Pforte des Gasthauses, in dem die Herberge sich befand, wandte ich mich fragend an ein paar Männer, die dort standen. Einer fragte zurück, ob ich Tischlergefell sei, und auf meine bejahende Antwort hin nahm er mich am Arme und sagte: „Da kommen Sie nur, es ist schon losgegangen!“

Ich folgte ihm in einen düsternen, kellerartigen Raum, in dem ein dichter Tabakqualm herrschte; um eine lange Tafel versammelt saßen etwa zwölf bis fünfzehn Männer. Alle richteten die Blicke auf mich und Einer erhob sich und trat mir entgegen. Ich fragte, ob ich den Herrn Altgesellen sprechen könne. „Der bin ich!“ erwiderte er.

„Entschuldigen Sie — der Meister schickt mich her, ich soll Krankengeld zahlen.“

Er begehrte zu wissen, wer mein Meister sei, wie ich heiße, seit wann ich in Thalungen arbeite und wo ich früher gearbeitet habe. Nachdem ich alle Fragen beantwortet hatte, setzte er sich nieder, schlug ein großes Buch auf und zeichnete meinen Namen ein. Sodann forderte er mich zu meinem Schrecken auf, eine Mark und zehn Pfennige zu zahlen — fünfzig Pfennig Einschreibgebühr, fünfzig Pfennig Klassenbeitrag und zehn Pfennig für die Vergütungskasse, wie er sagte. Ich bezahlte das Geld, das nahezu die Hälfte meines Wochenlohnes ausmachte. Ein anderer Mann nahm den Betrag in Empfang; der Altgefell aber erhob sich, reichte mir die Hand und sagte feierlich: „Willkommen in unserem Gefellenbunde! Ich wünsche, daß es Ihnen gut bei uns gefällt und daß Sie alle vierzehn Tage herkommen. Alle vierzehn Tage ist Auflage.“

Darauf wandte er sich an die anwesenden Gefellen, stellte mich als neues Mitglied vor und forderte sie auf, mich zu begrüßen; Alle erhoben sich, Jeder reichte mir die Hand und Einige riefen mir, das Bierglas schwingend: „Prosit!“ zu. An der Tafel ward mir ein Platz eingeräumt — ein Ehrenplatz sogar, gegenüber dem Altgesellen, und kaum saß ich dort, so erschien eine Frau und stellte ein Glas Bier vor mich hin. Die Herren stießen mit ihren Gläsern an das meine; ich sagte wohl dreißig Mal und öfter „Prosit!“ trank einen Schluck nach dem anderen, wurde von drei bis vier Herren gleichzeitig angeredet — hier um etwas gefragt, dort auf etwas auf-

merklich gemacht; der Nachbar zur Rechten erzählte sogar irgend eine Geschichte, die jedenfalls sehr fesselnd und lehrreich war, von der ich jedoch keine Silbe verstand, weil alle die neuen unerwarteten Eindrücke zu sinnverwirrend auf mich einwirkten. Drei oder Vier zugleich erkundigten sich nach meinem Meister, und sie lachten dabei schalkhaft und machten Bemerkungen, so daß ich das Empfinden hatte, als seien sie ihm ungünstig geneigt. Die herzliche Freundlichkeit, mit der ich in dem fremden Kreise aufgenommen wurde, verjagte mich in wahres Entzücken; ich dankte dem guten Geschick, daß es mich auf einmal eine Menge lieber Menschen, gute Kameraden und Freunde finden ließ, und ich fühlte mich nicht mehr einsam und verlassen. Aber in den Dank und Segen mischte sich der furchtbare Fluch, denn ich gedachte meines Anzuges und sagte mir, daß ich nicht würdig sei, in einer so feinen, vortrefflichen Gesellschaft zu verweilen; ich suchte meinem Schicksal und mir selber, daß ich nicht bald, nachdem ich das Geld gezahlt hatte, davon gerannt war, und ich kam mir vor wie ein Lügner, der sich durch eine schwere Lüge eingeschlichen und die vertrauensseligen Leute durch Wasser und Schuhschneise betrogen hatte. Infolge der herrschenden Dürstlichkeit und des starken Tabakrauchs hatten sie den Betrug noch nicht entdecken können; doch der Anzug mußte nun bald trocken sein, und dann — ich mochte garnicht an die Schande denken! So weit als möglich rückte ich meinen Stuhl vom Tische ab, damit die Tischnachbarn nicht meine dem Fensterlicht unheimlich preisgegebene Rückenpartie betrachten konnten. Die Furcht vor der Entdeckung, die Angst vor einer schlimmen Demüthigung war gräßlich; allein die heitere Güte der neuen Bekannten war so herzbezwingend und wohlthunend, daß ich mich bei all meiner Angstbestenmung diesem Zauber hingab. So ging es in meinem Inneren kunterbunt zu wie in einem Irrenhause, wo die Einen vor Vergnügen laut lachen, Andere aber durch schreckliche Wahndorstellungen gepeinigt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Der Kolportageroman.

Eine literar-historische Studie. Von Pretorius.

(Schluß.)

Unter den deutschen Romanschriftstellern dieses Jahrhunderts hat Hermann Göbde den größten Einfluß auf den Kolportageroman ausgeübt. Unter dem Pseudonym „Sir John Metcliffe“ veröffentlichte dieser beispiellos fruchtbare Autor von der Mitte der fünfziger Jahre ab eine Reihe von blickwürdigen Romanen, deren Stoff ausnahmslos der politischen Geschichte der Gegenwart entnommen war. Metcliffe ist der Schöpfer des zeitgeschichtlichen Romans; er selbst gebraucht die etwas unverständliche Bezeichnung „sozial-politisch“ dafür. Metcliffe hat fast alle wichtigeren politischen Ereignisse aus dem dritten Viertel unseres Jahrhunderts zu Romanen ausgeschlachtet, die er zumeist nur wenige Monate nach der „verarbeiteten“ Begebenheit erscheinen ließ. Sein Roman „Sebastopol“, der den durch die Einnahme dieser Festung beendeten Krimkrieg behandelt, erschien bereits im Jahre 1856, sein „Nena Sahib“, der den furchtbaren Sipoyenaufstand in Vorderindien zum Vorwurf hat, in den Jahren 1858—59. Allen diesen Romanen ist weder glänzende Phantasie noch glänzende Darstellung abzusprechen; im Uebrigen sind sie künstlerisch werthlos und wären Hintertreppenromane der ärgsten Art zu nennen, wenn sie nicht ein Element enthielten, das ihrer Verbreitung gerade in den Kreisen hindernd entgegentritt, in denen der Hintertreppenroman sein Publikum sucht: eine oft überraschend raffinierte Spekulation auf die Sinnlichkeit der Leser. Metcliffes Phantasie gefällt sich mit Vorliebe in der ins kleinste Detail gehenden Ausmalung von Situationen, in denen Wollust oder Grausamkeit — am liebsten beide — ihre Orgien feiern. Im „Nena Sahib“ malt er die Schandthaten der fanatisirten Indier an Frauen und Jungfrauen so breit und mit so grellen Farben,

daß selbst abgehärtete Naturen ein Gefühl des Schauders und Entsetzens überkommen mag; es ist überaus charakteristisch, daß der Autor vor dem betreffenden Kapitel seine freundlichen Leserinnen bittet, es zu überschlagen. Freilich ließen die von Metcliffe behandelten zeitgeschichtlichen Stoffe der Schilderung derartiger Gruesdthaten breiten Spielraum, und so weitestern denn verschiedene Szenen aus „Sebastopol“ und den „Frauzosen in Mexiko“ an wollüstigem Schauder mit der eben erwähnten. — Dagegen weisen Metcliffes Romane eine Reihe von anderen Eigenschaften auf, die sie zu echten Kolportageromanen stampeln: die sprunghafte, fast in jedem Kapitel Ort und Personen wechselnde Darstellung, die maßlose Häufung von erregenden Abenteuern aller Art, die gelegentliche Veranziehung von allen berühmten Namen der jeweiligen Zeitperiode zum Zweck der Spekulation auf die Sensationslust der Leser, die Opferung jeder, auch der plattesten historischen Wahrheit durch das Streben, ein kritikloses Publikum immerfort durch die krasssten Effekte zu überraschen und in athemloser Spannung zu erhalten.

Von den sechziger Jahren an ist die in rascher Folge zunehmende Verbreitung der Kolportageromane Hand in Hand mit der skrupellosesten Ausbeutung der jeweiligen literarischen Neigungen des Publikums gegangen. Von dieser Zeit fängt auch der Vertrieb dieser literarischen Produkte auf dem Wege des Hausirhandels, der sich bis dahin noch in bescheidenen Grenzen gehalten hatte, an, die Norm zu werden. Mit dem heftweisen Erscheinen der Hintertreppenromane war auch dem Unbemitteltesten Gelegenheit geboten, sich nach und nach in den Besitz einer kleinen, feinen literarischen Geschmacksbefriedigenden Bibliothek zu setzen. Der Lieferungsweise, auf dem Wege des Kolportagehandels oder durch direkten Bezug vom Sortimenten erfolgende Absatz literarischer Produkte scheint zuerst in England um sich gegriffen zu haben. So sind die meisten Romane von Charles Dickens, von den „Piddwickiern“ an, in Lieferungen und mit Federzeichnungen geschmückt — gerade Dickens hatte das Glück, mehrere zur biblischen Wiedergabe seiner originellen Gestalten vorzüglich befähigte Zeichner, wie Phiz und Cruikshank, zu finden — erschienen.

Die Art des Absatzes ist bei fast sämtlichen deutschen Kolportageromanen die gleiche. Der Kolporteur macht sich mit einer Anzahl von ersten Lieferungsheften der ihm zum Vertrieb übergebenen Romane auf den Weg. Sein Publikum ist mannigfaltig genug: kleine Handwerker, Arbeiter, Lehrlinge, Subalternbeamte, vor Allem aber Dienstboten beider Geschlechter. Eifer und Gewandtheit des Kolporteurs sind stammenswerth. Treppauf, treppab eilt er; in der entlegensten Behausung weiß er etwaige Kunden ausfindig zu machen. Wehe dem Opfer, das sich mit ihm in ein längeres Zwiegespräch einläßt! Nichts zeigt sich seiner Ueberredungsgabe gewachsen, mit den verlockendsten Farben weiß er den neuesten, natürlich besten bisher erschienenen Roman anzupreisen, für jeden Geschmack weiß er Vorzüge ausfindig zu machen, die ihn vollaus befriedigen. Dazu die nach Abnahme der dreißigsten oder fünfzigsten Lieferung verheißenen Prämien, denen insbesondere kein weibliches Herz zu widerstehen vermag! Da werden kostbare Oelgemälde, Zimmerdekorationen, Schmuckgegenstände jeder Art in Aussicht gestellt. Erweisen sich alle Ueberredungskünste und Versprechen des Kolporteurs als fruchtlos, so greift er zu einem letzten Mittel, das selten versagt: er läßt das erste Heft des Romans seinem Opfer mit der Bitte, es bis zum nächsten Tage zu lesen, zurück. Dies erste Heft, bei dem es sich ein wenig zu verweilen lohnt, ist ausnahmslos ein mit dem größten Raffinement hergestelltes Meisterstück von Spekulation auf den literarischen Geschmack der unteren Volksschichten. Es ist gewöhnlich ein wenig stärker als die nachfolgenden Hefte — anderthalb oder zwei Bogen statt eines — und enthält die beiden ersten und den Anfang des dritten Kapitels. Die beiden ersten Kapitel enthalten die Exposition; sie machen den Leser mit den leitenden Hauptgruppen der handelnden Personen bekannt. Gewöhnlich werden im ersten Kapitel die Kinder des Lichts, im zweiten die der Finsterniß geschildert. Das dritte Kapitel enthält in breiten

Zügen und unter Aufbietung der krasssten, einen rohen Geschmack fesselnden und packenden Effekte die erste der furchterlichen Katastrophen, an denen der Roman so überreich ist. Die erste Lieferung bricht nach weiser Berechnung des Autors und Verlegers gerade im spannendsten und nervenerregendsten Moment ab. Diese Katastrophe ist gewöhnlich Gegenstand des in plumper Holzschmittmanier oder als widrig greller Farbendruck ausgeführten Bildes, das die erste Lieferung zielt. Des Interessanten genug bieten die Umschläge. Auf der Vorderseite prangt zumeist nur der Titel des Romans, gewöhnlich ein Doppeltitel, wenn man das ominöse „oder“ nicht gar zweimal liest; ein Verfassernamen ist selten genannt. Die Titel geben denen der oben genannten Räuber- und Gespenstergeschichten wenig nach: sie häufen mit ihren endlosen Zusätzen und Erläuterungen die kühnsten und grausigsten Bilder. Die zweite Seite des — fast ausnahmslos in einer schreiend bunten Farbe prangenden — Titels bringt die genau beschriebenen Prämien, die des glücklichen Abonnenten nach Abnahme einer bestimmten Lieferung harren. Die dritte Seite enthält eine kurze Einführung in den Roman, die vierte endlich eine reiche Auswahl von Kapitelüberschriften — gewöhnlich in verschiedenartigem Druck; die weniger verheißungsvollen Kapitelüberschriften (die freilich allein jedem mit diesem literarischen Genre wenig vertrauten Leser die Haare zu Ferge stehen lassen könnten) sind mit gewöhnlichen Lettern gedruckt, die pikantesten fett, die ganz pikantesten mit Kiefenbuchstaben. Die Größe von allen Grenz- und Missethaten, von denen es in dem Roman wimmelt, zeigt sich in diesen Kapitelüberschriften ein Nerdzwoß. Die widerstrebensten Gefühle überschleichen uns bei solcher Lektüre: bald setzt die unwiderstehliche Komik, die in den skurrilen Bildern, den unsinnigsten Vergleichen, der maßlosen Häufung von Superlativen liegt, unsere Lachmuskeln in Bewegung, bald will uns tiefes Mitleid mit jenen Unzähligen überkommen, die mit pochendem Herzen und glühenden Wangen derartige unerbauliche Kost als einzige geistige Nahrung verschlingen.

Die Ausdehnung dieser Romane ist geradezu ungeheuerlich. Die Zahl Derer, die mit der hundertsten Lieferung schließen, ist gering. Oft genug wird die Zahl zweihundert erreicht. Da die Lieferung im Durchschnitt einen Bogen, also sechzehn Seiten stark ist, kommt dies einer Seitenzahl von 3200 gleich. Dazu erscheinen die Kolportageromane mit wenigen Ausnahmen in Großoktav. Die Anzahl der Lieferungen wird dem neugeworbenen Abonnenten natürlich verheimlicht. Da die Annahme des ersten Heftes zur Abnahme des ganzen Romans verpflichtet, wäre auch sein Protest, wenn die Schlusslieferung mit dem Beginn des dritten Jahres noch immer auf sich warten läßt, vergeblich. Freilich sorgt das Geschick und die Routine des Autors, der den Geschmack seines Publikums genau kennt, zumeist dafür, daß das Interesse seiner Leser nicht vor der Zeit erkaltet, sondern durch immer neue Verwickelungen und Zwischenfälle wach erhalten wird.

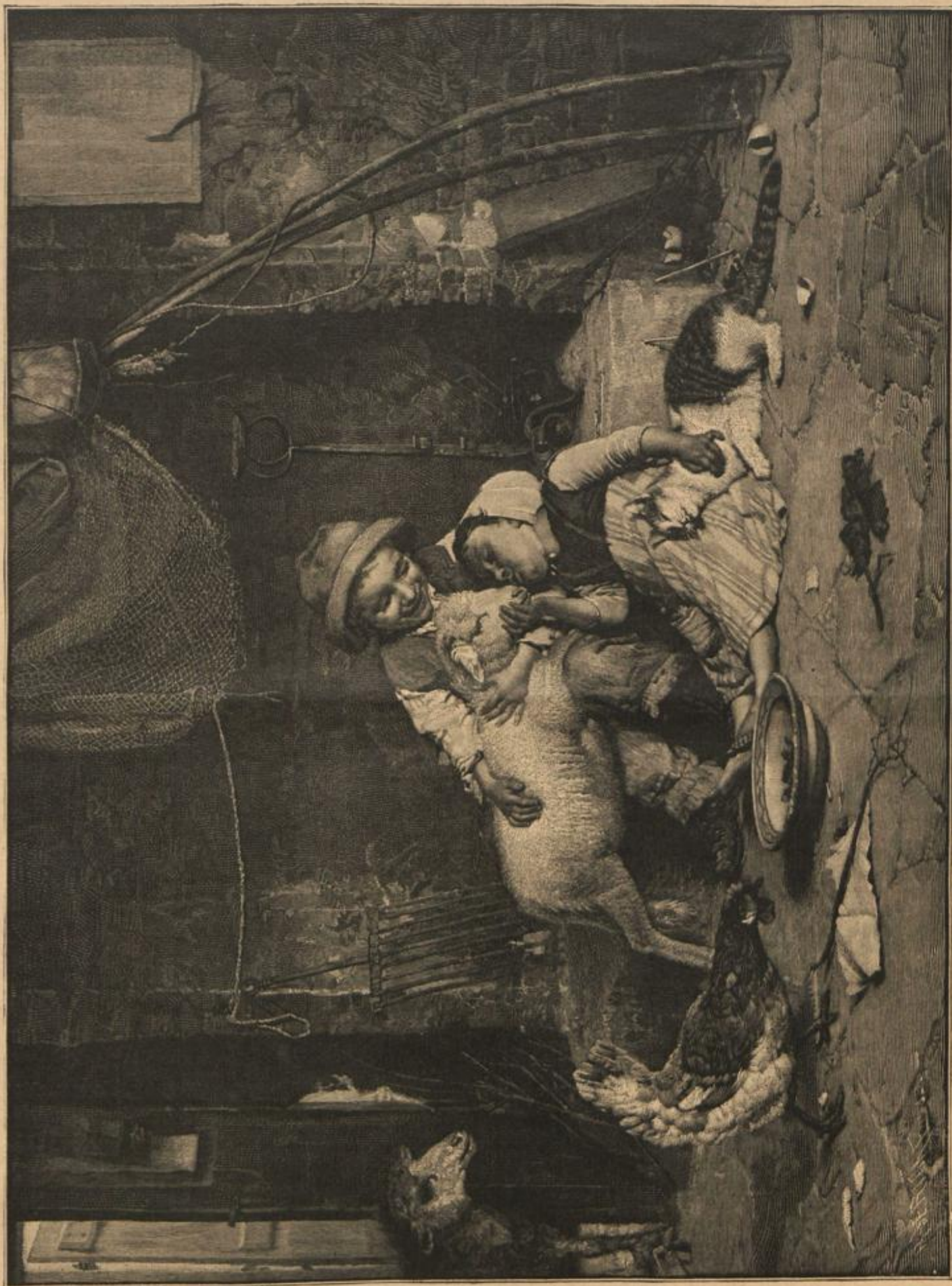
Uebersichten wir das Stoffgebiet der in den letzten drei Jahrzehnten erschienenen Kolportageromane, deren Zahl Legion ist, so erstatten wir über die unendliche Fülle der behandelten Materien. So gleichförmig und nüchtern die Schablone ist, die immer wieder zur Anwendung kommt, so reich und mannigfaltig ist das Material dieser Romane. Wenn wir versuchen, den modernen Kolportageroman mit Rücksicht auf seine Stoffe zu klassifizieren, so finden wir zunächst einen alten Bekannten, den Gespensterroman. Zwar läßt sich die Produktion auf diesem Gebiete nicht entfernt mit jener im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts vergleichen, doch beweisen die zum Theile recht hohen Auflagen der modernen Gespensterromane, daß das Interesse an der Welt des Gespenstlichen und Dämonischen im Volke noch immer nicht erloschen ist. Als Kuriosum mag verzeichnet werden, daß vor nicht allzulanger Zeit ein nach Anlage und Ausstattung vollkommen wackelnder Kolportageroman unter dem Titel: „Die Wolfschlucht“ erschienen ist, der in handwurmarteriger Ausdehnung, aber sonst in fast sflavisch treuer Nachbildung den Inhalt des Weberischen „Freischütz“ wiedererzählt.

Der Ritterroman wird, wie schon oben erwähnt, von unseren Kolportageschriftstellern nur wenig kultiviert, um so größerer Beliebtheit erfreuen sich die Räuberromane. Fast eine der berichtigten Mänkerfesten aus der zweiten Hälfte dieses

Autoren bewährt. Daneben sind auch manche der Räubergestalten, an deren Leben und Abenteuern die Zeit unserer Großeltern und Urgroßeltern ihr Vergnügen gefunden hatte, in den letzten Jahrzehnten zu neuem literarischem Leben erweckt worden: so sind

gegen das Ende der sechziger Jahre in manchen Gegenden des ostelbischen Deutschlands eine beispiellose Popularität genoss, ist die „Geisterglocke um Mitternacht“.

In der Mitte zwischen dem Räuberroman und



Kindliche Liebe. Nach einem Gemälde von O. Cyriaci.

Jahrhunderts ist dem Schicksal entgangen, einem Kolportageschriftsteller als Mittelpunkt einer endlosen, bluttriefenden, an Greueln und Qualen aller Art überreichen Historie dienen zu müssen. Namentlich haben die bekannteren Sammlungen von interessanten Kriminalfällen, wie der von Sigis und Häring herausgegebene „Neue Pitaval“, sich als ergiebige Fundgrube für unsere nach sensationellen Stoffen lüsternden

gegen den Anfang der achtziger Jahre neue „zeitgemäße“ Bearbeitungen der Lebensgeschichte Rinaldo Manalini und des Schinderhannes erschienen und haben ein dankbares Publikum gefunden.

Eine größere Anzahl von Kolportageromanen der jüngsten Zeit sucht Mitter-, Räuber- und Gelsenstergeschichten zu einem großen Ganzen zu verschmelzen. Einen der verbreitetsten Romane dieses Genres, der

dem von Sue in seinen „Mysterien von Paris“ und anderen Werken verbreiteten Genre steht der moderne Verbrecherroman, nur daß dieser im Gegensatz zu Sue die Thaten bestimmt, jeweilig im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehender Verbrecher behandelt. Dies Genre dürfte wohl die tiefstehendste und verderblichste Abart des Kolportageromans darstellen. Plan und Ausführung der un-

gehenerlichsten Schandthaten sind in diesen Romanen ohne jede Spur sittlicher Entrüstung mit einer derartigen fast liebevollen Breite und Ausführlichkeit geschildert, daß jeden Gebildeten nach kürzester Lektüre ein unwillkürlicher Ekel anwandelt. Wie verrohend eine derartige Lektüre auf nicht sittlich gefestigte, zumal jugendliche Gemüther einwirken muß, liegt auf der Hand, ist aber auch in unzähligen Gerichtsverhandlungen beim Befragen der Angeklagten, welche Einflüsse und Anregungen bei ihrer verbrecherischen That mitgewirkt hätten, erwiesen worden. Mehrfach haben die uns kleinste Detail gehenden Schilderungen von Einbruchsdiebstählen in Verbrecherromanen ihren Lesern klare und deutliche Fingerzeige bei der Begehung ähnlicher Delikte gegeben.

Der zeitgeschichtliche Kolportageroman ist seit Melchior mit ebensoviel Eifer als Glück kultiviert worden. Fast jedes der Kriegereignisse der letzten Zeit hat seinen Niederschlag in einem Hintertreppenroman gefunden. Eine neuerdings viel gepflegte Art dieser zeitgeschichtlichen Romane möchte ich als „patriotischen Kolportageroman“ kennzeichnen. Es sind dies zeitgeschichtliche Kolportageromane gewöhnlichen Genres, die die Ereignisse eines der letzten deutschen Kriege mit ausgesprochen patriotischer und monarchischer Tendenz behandeln, die freilich im Verein mit der gewöhnlichen, auf die Ueberbietung eines rohen Effektes durch den anderen gerichteten Mache um so widerlicher wirkt. Diesem Genre gehören die heute in Norddeutschland noch vielgelesenen Romane: „Der Krieg von sieben Tagen“ oder „Die Hünen von Königgrätz“, der die Ereignisse des Krieges von 1866, und „Der Spion“, der die Ereignisse der Jahre 1870/71 behandelt, an.

Eine größere Anzahl von Kolportageromanen aus dem letzten Jahrzehnt läßt sich in keine der aufgeführten Kategorien einreihen. Sie nehmen als Vorwurf irgend einen das große Publikum jeweilig beschäftigenden sensationellen Vorfall aus den höheren und höchsten Kreisen, namentlich einen solchen, dem sich eine kriminell interessierende Seite abgewinnen läßt. Da sich das Interesse des Publikums auf derartige Ereignisse zwar auf das Schnellste konzentriert und jede Beleuchtung des die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigenden Vorfalles mit Freuden begrüßt wird, das Interesse aber ebenso schnell wieder erlahmt und sich neueren Zeitereignissen zuwendet, müssen Verleger und Schreiber von derartige Stoffe behandelnden Kolportageromanen stets auf dem Posten und zur sofortigen literarischen Ausschlichtung der ihrer genaueren Kenntnis auch noch so fernliegenden Begebenheiten bereit sein. Oft muß ein kurzes Zeitungs-telegramm genügen, um in steigender Eile das vollständige Gerippe eines detaillierten, den ganzen Apparat der Hintertreppen-Literatur anbietenden Romans zusammenzustellen. Knappe vierundzwanzig Stunden nach dem Tode des unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich waren bereits die Prospekte einer ganzen Reihe von Verlagsanstalten für Kolportageliteratur mit der Ankündigung eines neuen, „Das Drama von Meyerling“, „Krone und Liebe“ usw. betitelten Romans auf dem Wege nach allen vier Himmelsrichtungen, und nach drei Tagen kam bereits das erste Heft des Romans zum Verkauf. Eine ähnliche Eiligkeit bewiesen die Kolportage-Romanschreiber bei dem Ableben des Königs Ludwig des Zweiten von Bayern.

Ueber den literarischen Charakter der Kolportageromane ist wenig zu sagen. Sie sind alle trotz aller Verschiedenheiten in den behandelten Stoffen nach Anlage, Entwicklung der Handlung, Charakterzeichnung und Diktion über einen Leisten geschlagen. Die Exposition pflegt eine Menge der verschiedenartigsten Typen, die man indeß im Großen und Ganzen unter die Fubriken Engel und Teufel unterbringen kann, dem Leser vorzuführen. Mit ihr beginnt schon die Verwickelung, die oft so frühe und in so maßloser Art eintritt, daß man das Gefühl hat, es müsse dem Verfasser unmöglich sein, die Fäden, die er mit so feder Hand durcheinander geschlungen, wieder zu entwirren. Dies geschieht denn auch in den seltensten Fällen; wenn der Autor allen seinen Scharfsinn in der Erfindung der gewagtesten Situationen und unerhörtesten Abenteuer erschöpft

hat oder ihn sein Verleger, der sein Schäfchen bereits im Trocknen hat, mahnt, dem grausamen Spiel ein Ende zu machen, wird der gordische Knoten löh durchhauen und über das gesammte Romanpersonal, soweit es der Autor nicht schon vorher verpulvert hat, zu Gericht gefessen: die Bösen werden summarisch abgestraft, für die Guten wird eine Monatsfreizeit arrangiert.

Daß der Stil aller Kolportageromane geradezu sträflich ist, bedarf keiner weiteren Versicherung. Auch in der Diktion arbeitet der Verfasser stets mit den größten Mitteln; er häuft Bilder auf Bilder, von denen das eine ungeheurerlicher ist als das andere; der Dialog ist entweder mühsam und nichts sagend oder er ergeht sich in dem hohlsten Schwulst und Bombast. Jedem Versuch einer Charakterisierung der handelnden Personen durch ihre Sprache wird sorgfältig aus dem Wege gegangen. Die Fülle der Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, mit denen auf den äußerlichen Effekt hingearbeitet wird, wirkt erst komisch, dann ungemein ermüdend. Orthographische Schnitzer sind durchaus nicht selten.

Wie der Zeichnung der Personen und ihren Handlungen jede psychologische Motivierung fehlt, so entbehrt auch der Aufbau jeder künstlerischen Gestaltung. Der Autor kennt zumeist vier bis sechs, auch mehr handelnde Gruppen, die er mechanisch in einer Kapitelreihe nach der anderen behandelt. Dazwischen werden große Kapitel eingeschoben, in denen, wie in den großen Ensembles und Finales der historischen Oper, zur Erzielung neuer, unerhörter Situationen und weiterer Verwickelungen Alles, was Weine hat, zusammenkommen muß.

So konzentriert sich denn die ganze Arbeit der Autoren auf die plumpe Aneinanderreihung einer unendlichen Menge von rein stofflich interessierenden Begebenheiten und Vorfällen, von denen der eine in höherem Grade nervenreizender und phantasie-erregender wirkt als der andere. Was man allen diesen Romanen lassen muß, ist ihre gänzliche Sittenreinheit. Trotzdem in ihnen allen überreiche Gelegenheit zur Ausmalung die Sinnlichkeit erregender Situationen ist, wird doch nirgends der Versuch dazu gemacht. Der Kolportageroman sucht sein Publikum eben nicht in jenen Kreisen, deren lästige Phantasie und überreizte Geschmacksnerven die breite Ausmalung pikanter sexueller Vorgänge verlangen. Ebenso wenig ist seinen Lesern freilich mit der maßvollen, auf die Darstellung tiefer seelischer Konflikte gerichteten, aber stofflich zumeist reizlosen Kunst unserer klassischen Erzähler gedient. Der feine Humor in einer Erzählung von Gotfried Keller oder die psychologische Feinheit und die unvergleichlich plastische Darstellung in einer Novelle von Konrad Ferdinand Meyer werden in den Bevölkerungsschichten, unter denen der Kolportageroman bisher sein Publikum gefunden hat und noch findet, wenig Verständnis und Liebe finden. Der Arbeiter, Handwerker, Landmann oder Diensthote, der erst nach vielstündiger, schwerer Tagesarbeit Gelegenheit zu literarischer Beschäftigung findet, wird sicherlich an dem ebenmäßigen, ruhigen Fluß in der harmonischen, abklärten Darstellung eines der Meister deutscher Erzählungskunst Gefallen finden: seine derben Nerven verlangen nach stärkeren Reizmitteln und kräftigerer Würze. Er erwartet von der Lektüre keine geistige Anregung, keine Bereicherung und Festigung seines ästhetischen Urtheils; er will lediglich aus dem ewigen, den Gleichmaß seiner arbeitsvollen Tage, seinem stumpfen, reizlosen Milieu herausgerissen werden, und in diesem Streben sind ihm gerade die stärksten und anregendsten Reizmittel willkommen. Dies ist die gefährliche Klippe, die bisher keines der literarischen Unternehmen, die die Verbreitung einer edleren Art von Unterhaltungslektüre im Volke angestrebt haben, völlig zu umschiffen vermocht hat. Nur die Hebung des sozialen Niveaus des Volkes, die Befreiung von den drückenden Fesseln der Lohnslaverei kann die Basis für eine Veredlung und Verfeinerung des ästhetischen und künstlerischen Empfindens der arbeitenden Klasse sein; nur auf dem Boden politischer und wirtschaftlicher Freiheit werden die goldenen Früchte einer allgemeinen Volkskultur und Bildung reifen!

Sin Lump.

Von E. Zimmermann-Sirchfeld.

(Schluß.)

Zunächst ließ ich mich zu meinem Bruder führen. Da ich ihn nur unter Aufsicht sprechen durfte, hielt ich ihm eine Rede folgenden Inhalts etwa:

„Nieder Ernst, verzeih' mir, daß ich Dich habe unschuldig so lange schmachten lassen; ich bin der Braudstifter gewesen.“ Dann erzählte ich meine erfundene Geschichte und schloß: „Gleich gehe ich nun zum Untersuchungsrichter, stelle mich selbst, und Du wirst sofort freigelassen werden.“

Mein Bruder, der sehr bleich und abgefallen aussah, mochte mich wohl für verrückt gehalten haben, als er mich so sprechen hörte, denn er sah mich ganz sonderbar an, und dann fing er an zu weinen.

Vor dem Untersuchungsrichter, dem ich sofort vorgeführt wurde, machte ich dieselbe Aussage, und das Ende war, daß man mich sofort einsteckte und meinen Bruder am nächsten Tage freiließ.

Es ging Alles ziemlich so, wie ich es mir gedacht hatte, nur war die Strafe doch etwas unerwartet hoch; denn ich erhielt neun Monate Gefängnis wegen fahrlässiger Brandstiftung und allerdings unter Zuhilfenahme milder Umstände noch; aber als straffschärfend fielen dagegen meine Vorstrafen ins Gewicht und die Erwägung, daß ich zu Trunksucht und Erzesen neigte. Man hatte durch eine höhere Strafe abschreckend auf mich einwirken wollen.

Mein Bruder wohnte der Verhandlung bei; bei Verkündung des Spruches weinte er wieder; aber gesprochen hat er mich nicht; er vermochte es jedenfalls nicht.

Ich büßte meine Strafe ab, und nachdem ich entlassen war, zahlte mir mein Bruder zweitausend Thaler aus mit dem Versprechen, noch mehr geben zu wollen. Die Versicherungssumme hatte er erhalten und das hatte ihn einigermaßen auf die Beine gebracht, wenn es auch noch viel zu thun gab, um den Hof wieder in die Höhe zu bringen. Ueber den Brand und mein Eintreten sprachen wir gar nicht, wir gingen Beide schweigend darüber hinweg.

Ich that nun, was ich schon früher hätte thun sollen: ich ging mit dem Gelde in eine fremde Stadt, nach Braunschweig. Aber meine Vergangenheit folgte mir. Die Kreise, in denen ich zu leben gewöhnt war, verschlossen sich vor mir, und das trankte mich tief, und als ich geschäftlich thätig sein wollte, um mich zu nähren, begegnete ich überall Abneigung und Mißtrauen.

Ich sollte nun einmal ein Lump werden, und schließlich wurde ich mehr und mehr so, wie die Leute mich haben wollten.

Zwei Jahre hatte ich in der fremden Stadt zugebracht; da wurde ich an das Sterbelager meines Bruders gerufen.

Nach dem Vorkommniß, das er sich doch mehr zu Herzen genommen hatte, als man ahnte, war er nie recht gesund gewesen, und der Gram und die Arbeit und Sorge um sein Anwesen, das er in gesichertem Zustande seinen Kindern überlassen wollte, hatten seine Kräfte erschöpft.

Als ich kam, überreichte er mir, glücklich lächelnd, ein Schriftstück. Vor dem Tode hatte er dem Pastor ein Bekenntniß seiner Schuld abgelegt, und dann in dessen Gegenwart vor einem Notar die Erklärung ausfertigen lassen, durch deren Unterschrift er mich glänzend rechtfertigte. Eine gleichlautende Urkunde wurde dem Archiv des Hauses einverleibt.

Zwei Tage darauf starb mein Bruder, nachdem er noch seiner Frau von seiner Schuld erzählt und ihr das Versprechen abgenommen hatte, mich nie untergehen zu lassen und meiner stets in Dankbarkeit zu gedenken.

Wir begruben ihn, und nun trat die Frage an uns heran, was nun werden sollte.

Das älteste der Kinder, ein Knabe, war erst neun Jahre alt, das Mädchen gar erst sieben, und bis zu der Zeit, da der Junge das Gut selbst übernehmen konnte, wars noch lange hin.

Hätte der Vater meiner Schwägerin noch gelebt, der hätte wohl die Fäden in die Hand nehmen können, aber der war seit einem halben Jahre schon todt, und so blieb nichts Anderes übrig, als sich einen älteren, tüchtigen Verwalter zu nehmen.

Ich gab meiner Schwägerin den Rath, und der Verwalter kam. Auf den Wunsch meiner Schwägerin blieb ich aber vorläufig noch auf dem Gute.

Damals mußte ich eine ziemliche Thätigkeit entwickeln, und wäre das Verhältniß so geblieben, wer weiß, vielleicht wäre aus mir noch ein tüchtiger Kerl geworden; aber es war wohl beschlossen im Rathe der Götter, daß ich ein Lump werden sollte.

Nach einem halben Jahre starb der Sohn meines Bruders trotz der treuesten Pflege am Scharlachfieber, und auch das Mädchen, das von der Krankheit ergriffen worden war, konnte nicht mehr gerettet werden.

Zwar erholte es sich vom Scharlach; aber es kränkelte weiter und starb etwa ein Jahr nach dem Hinscheiden des Knaben.

Schon nach dem Tode des Jungen hatten wir uns von Neuem fragen müssen: Was soll nun werden?

Ich wäre berechtigt gewesen, das Gut zu übernehmen, wenn die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, daß ich die Ansprüche, die dann meine Schwägerin stellte, hätte befriedigen können. So kam es, wie es nicht anders kommen konnte; bald nach dem Tode des Mädchens aus erster Ehe heirathete meine Schwägerin den bisherigen Verwalter.

Sie hatte übrigens nichts Besseres thun können, denn der Mann hatte Geld und brachte über dreißigtausend Thaler mit, deren Einfluß auf das Gut sich bald fühlbar machte.

Ich wurde für meine erneuten Ansprüche zum zweiten Male mit Geld abgefunden, das ich aber nicht erhob, sondern bis auf fünfshundert Thaler auf dem Gute stehen ließ.

Ich habe von dem Gelde nichts wieder gesehen. —

Es ist eigenthümlich, die Sünden der Vorgänger müssen anstecken. Der Verwalter, der vor seiner Verheirathung ein ganz vernünftiger Mensch gewesen war und ganz leiblich gewirthschaftet hatte, fing hinterher genau so an, wie es sein Vorgänger in den Jahren vor dem Brande gemacht hatte. Wir nahmen unsere Fahrten wieder auf, trieben es gar noch toller wie früher mein Bruder und ich, und selbst mich, der ich doch an starke Stücke gewöhnt war, regte es auf, wenn er manchmal, um ein Weib vorübergehend zu besitzen, mehrere Hundert Thaler auf einmal hinwarf.

Schließlich nahm er mich zu seinen Fahrten nicht mehr mit. Es war ihm, wie ich erfuhr, angedeutet worden, daß in den Kreisen, in die er Eingang suchte, man ihn mit einem Fälscher und Brandstifter zusammen, mit einem Menschen, der im Gefängniß gefessen hätte, nicht aufnehmen könnte. Er allein dagegen wäre sehr willkommen.

Ueberhaupt war seit dem Tode meines Bruders in meiner Stellung eine sehr große Aenderung vorgegangen. Ich mußte so recht die Bemerkung machen, daß alle die Besitzer im Umkreise lediglich meines Bruders wegen mit mir Umgang gepflogen hatten; nun aber mein Bruder todt war, zogen sich alle allmählig zurück.

Sie wissen wohl, wie das bei solchen Gelegenheiten gemacht wird, Herr! Man wird eben kühler und kühler, läßt keine Einladungen mehr zukommen, keine freundlichen Aufforderungen, und wenn der Vereude dann noch nicht fern bleibt, na, da zeigt man ihm offen, daß man seine Gegenwart nicht wünscht.

So machte man es mit mir, und es dauerte kaum ein Jahr, da stand ich ganz allein.

Auch der Mensch ändert sich bei solchen Aenderungen nach und nach.

Einer hat den paradox klingenden Ausspruch gethan, daß je nach der feineren oder gröberen Wäsche, die ein Mensch trägt, seine Anschauungen gröber oder feiner würden, — es liegt ein tiefer Sinn in diesem Ausspruche.

Ich, der ich in den letzten Jahren alles Mögliche hatte dulden müssen, denn die Menschen nach und nach das feine Hemd abgezogen, das frühere

sehr scharf ausgeprägte Ehrgefühl Stückweise aus dem Leibe gerissen hatten, ich gewöhnte mich endlich daran, Beleidigungen und Zurücksetzungen als etwas ganz Selbstverständliches hinzunehmen. Ja, es waren für mich gar keine Beleidigungen und Zurücksetzungen mehr; der Begriff darüber, was ich unter solchen zu verstehen hätte, hatte sich bei mir vollkommen umgewandelt.

So nahm ich es schließlich denn als selbstverständlich hin, daß man mich nicht mehr einlud, mich entweder gar nicht beachtete oder doch nur so nebenbei, und schließlich erschien ich auch nicht einmal mehr, wenn der neue Besitzer des Hofes selber eine Festlichkeit veranstaltet hatte.

Mir gefiel es nicht mehr unter den Leuten, mit denen ich früher zusammen gespeist, gejezt, mich vergnügt und gesagt hatte, und die mich jetzt kaum kennen wollten, auch verlernte ich es mit der Zeit vollständig, mich in solchem Kreise zu benehmen; denn andere waren jetzt meine Gesellschaft geworden.

Der Mensch ist einmal so, er kann gemeinhin nicht allein leben, und der, der die Menschen flieht, er haßt sie, weil er sich nicht mit ihnen gesellen kann.

Menschenhassen war ich noch nicht geworden, und so suchte ich denn die Leute, die jetzt zu mir paßten.

Da waren die Verwalter von den umherliegenden Gütern und Höfen, waren die Großknechte; mit den Leuten verstand ich mich bald, und unter ihnen konnte ich auch noch eine Rolle spielen.

Meine fünfshundert Thaler kamen mir zu statten; ich konnte etwas ansagen, und wenn ich nichts mehr hatte, dann forderte ich einfach mehr. So hatte ich bald unter diesen Leuten eine ganze Menge Freunde, und bei ihnen gefiel es mir besser als bei den Herren da drinnen, denen ich nichts erzählen konnte, und die mich garnicht beachten wollten.

„Der Kerl verlummt immer mehr,“ sagten diese von mir und zuckten mit den Achseln, und auch meinem Herrn Gutsbesitzer schien ich allgemach unbequem zu werden. Am liebsten hätte er mich wohl abgehoben, aber ihm fehlte das Geld, das ich dann zu fordern berechtigt war, und die Summe betrug noch immer über sechstausend Thaler.

Jahr verging auf Jahr, und ein Tausend Thaler flog nach dem anderen aus dem Gute, und mit grimmiger Freude sah ich den Zeitpunkt herannahen, da man den alten Philipp wieder brauchen würde. Selbst ernente Abholzungen begannen schon wieder.

Aber der Bursche war ein geschickter Schwimmer; er hielt sich über Wasser, obgleich es ihm meist bis an den Hals ging. So kam es, daß ich auf dem Gute sitzen blieb und alt und grau wurde, und daß meine sechstausend Thaler auch heute noch unerhoben sind. Ein nettes Sünmchen, was? Und noch die Zinsen dazu, von denen ich früher nicht viel gesehen habe und jetzt garnichts zu sehen kriege! Wenn ich nun damit vorträte, he, mit dem Verlangen, ich wollte mein Geld haben? Wenn ich einen Schein darüber vorwiese, einen rechtsgültigen Schein, he? . . . Und wenn ich den Schein nun noch haben sollte, he? . . . Oder meinen Sie, ich hätte ihn nicht, hätte Ihnen was vorgefunkert?“

Hier endete der Alte, fuhr der Doktor nach einer Pause fort, und hier endet auch seine Geschichte.

Wie es mit ihm allmählig tiefer und tiefer ging, wie der Sohn des Mannes, der in das Gut hineingeheirathet hatte, den Alten noch weniger leiden mochte als der Vater und am liebsten ihn an die Seite gebracht hätte, das kann sich Jeder, der die Natur des Menschen kennt, selber ansmaßen.

Es bleibt nun noch von den Beweisen zu sprechen, die mir der Alte in der That für seine Erzählung vorlegte, und deren Echtheit ich unbedingt anerkennen mußte.

Als wir an jenem Abend nach Hause gingen, da vers rath er, in den nächsten Tagen das thun zu wollen; es vergingen darüber aber doch einige Wochen.

An einem Sonntag Vormittag, als der weibliche Theil der Herrschaft in die Kirche gefahren und der Gutsbesitzer über Land geritten war, trat der Alte wieder bei mir ein.

„Haben mich schon für Schwindler gehalten, he?“

Für Räubergeschichtenerfinder? . . . Wollten damals Beweise haben; ich will sie zeigen, wenn Sie mitkommen . . . Oder wollen Sie nicht mehr sehen, he? . . . Interesse verloren, he? . . .“

Auch ohne Beweise schenkte ich seiner Erzählung vollen Glauben, entgegnete ich dem Alten, wenn er solche aber durchaus vorbringen wollte, mir vorzeigen, ich wollte schon mitgehen.

Der Alte freute sich wie ein Kind über das Vertrauen, das ich ihm mit solchen Worten bezeugte. Dann zog er eine alte, vergilbete Photographie aus der Tasche und reichte sie mir hin; es war das Bild eines jungen, wunderbar schönen, schwarzlockigen Weibes.

„Das ist sie,“ sagte er und dabei zitterte seine Stimme.

Ich betrachtete lange das Bild und als ich dann den Alten ansah und dachte, daß dieses junge, schöne Menschenkind den unsauberen und verkommenen Mann vor mir, vor dem heute jede Bauerndirne geflohen sein würde, einmal liebevoll umfassen, seine Lippen heiß auf die seinen gepreßt haben mochte, da kam es mir mit erdrückender Wucht zum Bewußtsein: Was können die Verhältnisse und — die Menschen zuweilen doch aus einem Menschen machen!

Ich ergriff meine Mütze und folgte dann dem Alten. Wie ich erwartet hatte, führte er mich aber nicht in seine Kammer, die neben den Pferdeställen lag und in der er einen schmutzigen Strohsack und einen alten Kasten als Meublement hatte, sondern in die Felder ging der Weg, über die Chaussee und immer weiter und weiter in die Höhe.

Der Winter lag im Verschleiden; der letzte Schnee war gewichen, und ein kräftiger Frühlingsgeruch entströmte der Erde, die schwarz aus den dürren Haidegräsern hervorlief. Neues Leben neben dem Sterben, und so schritt ich, das frische Leben, neben dem Alten, dem Verschleiden

Vor mir noch unbekante Felsen mit lauter lodenden Verheißungen, hinter Jenem eine endlose Wüste voll schwächender Verzweiflung und glühender Neue, in der nur da und dort sich ein dürrer Strauch mit farblosen Blumen erhob, — und vor ihm das ersehnte Nichtssein, das Vergessen

Ob ich auch so würde gehen müssen wie dieser Alte, ob anders? . . . Wer vermochte es zu sagen? . . . War denn der Mensch noch seines eigenen „Glückes“ Schmied? . . .

Und wohin führte mich jetzt der Alte, was wollte er? . . .

Der mochte meine letzten Gedanken errathen haben, denn auf einmal sagte er unter heiserem Lachen:

„Wundern sich wohl, daß wir hier aufs Feld laufen, he? . . . Aber meinen Sie, ich würde Ihnen da“ — er wies nach dem Gute zurück — „meine Papiere hinlegen, damit sie mir dieselben wegstehlen? . . . Glauben wohl, das thun sie nicht, he? . . .“

Den Schein haben sie mir gestohlen, den mir einst mein Bruder über das Geld gegeben hat, das ich ihm borgte von meinem väterlichen Erbtheil; denn sie haben wohl gemeint, das wäre der rechte, und dann habe ich später noch zweimal meinen Koffer erbrochen gefunden.

Wer soll sonst dran gehen, he? . . . Aber die beiden Male haben sie nichts gefunden; der alte Philipp ist schlauer gewesen wie die . . .

Der Schein liegt sicher, den ich von seinem Vater habe; . . . von dem feinen Vater . . . Keiner wird ihn finden . . . mögen sie nur suchen. Und sie wissen, daß sie ihn nicht finden, und darum die Angst.

Ober meinen Sie, sie werden ihn jetzt finden, he?“ wandte er sich misstrauisch wieder an mich. Ich schwieg und ging ruhig weiter, und er verbesserte sich auch gleich darauf, seinen grundlosen Verdacht wohl einsiehend, indem er hinzusetzte: „Ich weiß, weiß; sie finden ihn auch jetzt nicht.“

Wir waren an einer zerfallenen Hütte angekommen, die mitten in einem wüsten Streifen Haide-land lag und früher, als auf dem Gute noch Schafe gehalten wurden, als Schäferhütte gedient hatte.

Wir traten ein.

Der Alte ging in eine Ecke, fragte dort die Erde an, und dann zog er ein kleines Kästchen hervor, dem er einige Schriftstücke entnahm. Das eine stammte noch aus den Fünfziger Jahren: es war das Protokoll, das in Hannover aufgenommen worden war, und in dem drei Offiziere und noch zwei Herren sich verpflichteten, ganz so zu handeln, als ob in der Spielsache gegen den englischen Baron nicht der Oberleutnant und Gutsbesitzer Ernst A. . . , sondern sein Bruder, der Rottenführer Lieutenant Philipp A. . . der Beteiligte sei.

Das zweite Schriftstück war die Erklärung des Bruders Ernst A. . . , daß er der Brandstifter gewesen und sein unschuldiger Bruder hochherzig für ihn eingetreten wäre. Er bezog sich vor seinem Tode bei voller Klarheit des Verstandes vor Gott und den Menschen, schloß das von einem Geistlichen gegengezeichnete Dokument, das zum Ueberfluß noch die Bescheinigung eines Arztes trug, daß der also sich Erklärende im vollen Besitz „seiner geistigen und Verstandeskräfte“ sei.

Und mit den Worten: „Und nun das, he? . . .“ reichte mir der Alte grinsend das dritte Papier dar. Es stammte aus viel späterer Zeit und erkannte an, daß sein Inhaber, der Verwalter Philipp A. . . , an das Rittergut Grünhagen aus nicht erfüllter Entschädigung stammend, Anspruch auf sechstausend Thaler habe, welche sechstausend Thaler bis zur Tilgung mit vier Prozent zu verzinsen wären.

Ich prüfte das Papier genau; an demselben war nichts zu deuteln. Wie es abgefaßt war, konnte der Alte noch jeden Tag mit seinen Ansprüchen vortreten. Und wenn es wahr war, daß er gar keine oder nur wenige Zinsen empfangen hatte, dann hatte er beinahe das Doppelte zu fordern, Grund genug, daß der Nachkomme des Schuldners das Dokument fürchtete.

Dem obwohl ich nichts von der Landwirtschaft verstand und in die Vermögensverhältnisse des derzeitigen Besitzers nicht den mindesten Einblick hatte, soviel merkte ich doch, daß das Gut sehr stark verschuldet sei und sein Eigentümer Mühe haben mußte, sich über Wasser zu halten. Trat dieser Anspruch an ihn heran, dann brach das Gebäude zusammen. Zwei Besitzer hatten nicht umsonst die großen Hülsquellen des großen und sonst nicht armen Anwesens erschöpft.

Der Alte grinste, als ich ihm das Dokument zurückreichte.

„Da ist nicht an zu deuteln, he?“ lachte er. . . . „Wenn ich nun einmal fordern wollte? . . . Mit dem vortrete? . . . Vielleicht glaubt der da, es ist nicht

mehr da, ist verloren; . . . aber er soll sich nur nicht . . .“

Wild richtete sich der Alte auf; dann sank er aber wieder zurück und lachte spöttisch.

„Was soll der alte Philipp mit Gold? Soll er's verkaufen, he? . . . 'n Schnaps und Brot, das ist genug . . . Laß sie weiterleben . . . Aber kriegen sollen sie's noch nicht . . . sollen noch Angst haben.“ . . .

Mit zitternden Händen packte er Alles wieder zusammen, schob den Kasten in die Höhlung, stampfte die Erde fest, und dann begaben wir uns schweigend nach dem Gute zurück.

Mich dauerte der Alte, aber ich mußte sagen: Er hat Recht; was soll er jetzt noch mit dem Gelde! Ihm konnte es nichts mehr nützen, und Jene fristeten ihr Leben davon.

Und ich mußte grinnend lachen über die Launen des Schicksals. Die eigentlichen Almosenempfänger, die alle Tage von der Gnade des Alten lebten, sie saßen im Herrenhause und spielten sich gegenüber denen, die da kamen, als die Wohlthäter des Mannes auf, der sie von Haus und Hof jagen konnte! Welch ungeheure Lüge, aber sie hatten sich schon gewöhnt aus Lügen!

Und beinahe hätte ich angefangen, den Mann zu bewundern, der still so viel Zurücksetzung trug, sich auch noch mißhandeln ließ und doch von seinem Rechte nicht einmal auf Grund seiner Rechtsansprüche eine bessere Behandlung forderte.

Aber wenn ich ihn dann wieder stehen sah, wie er Ankommenden vor dem Hause die Pferde hielt und dabei die gebogene Hand ausstreckte, dann wußte ich, daß ihn der Trunk soweit heruntergebracht hatte, daß er nicht einmal eine Ahnung mehr von dem Werthe seiner Ansprüche hatte, daß er unfähig war, zu glauben, er könnte noch ein anderes Leben führen wie das, das er zu führen gewohnt war: das Leben ei es Hundes.

Ja, seine Natur hatte allmählich etwas von der Natur des Hundes angenommen. Auf dem Hofe umherlaufen, mit Schlägen bedroht werden, das gehörte ihm schon zum Leben, und wenn er einmal von seinen Ansprüchen Erwähnung that, drohte, mit ihnen hervortreten zu wollen, auch dann war er weiter nichts wie der Hund, der seinen Herrn anbellt, wenn er ihn einmal zu viel schlägt. Aber er beißt nicht, er weiß doch, daß es der Herr ist.

Eines Tages bellte der Alte wieder. Er war mit dem Herrn in Streit gerathen, und als der ihn Lump und Säufler schimpfte, ihm vorwarf, daß

er nicht einmal das Futter werth sei, das man ihm schenkte, da richtete sich der Alte auf: „Wer schenkt hier?“ fragte er heiser, „wer schenkt? . . . Soll ich mir nicht mehr schenken lassen, soll ich einmal fordern?“

Der Gutsbesitzer wurde roth vor Wuth. „J, Du Lump insamer,“ rief er und hob seinen Stock. Ich hatte in der Nähe gestanden, den Streit mit angehört, nun sprang ich hinzu und fiel dem Wüthenden in den Arm.

Der drehte sich nach mir um.

„Und Sie nehmen für den Lump auch noch Partei, für den Stänker, den infamen Kerl . . . den . . . den . . . den Hund, der verdient, todtgeschlagen zu werden, der Gott danken kann, daß er bei mir noch das Fressen hat!“

Ich war entrüstet über diese bodenlose Gemeinheit und Undankbarkeit.

„Ich dachte, dem Manne hätten Viele zu danken,“ sagte ich, auf den Alten wissend, „Ihr Herr Vater und gewiß Sie auch, Sie nicht weniger.“

Der Gutsbesitzer wurde erst freudig, der Stock fiel ihm aus der Hand, und dann wurde er dunkelroth, ja, fast blau im Gesicht. Er ließ seinen Stock liegen, machte kehrt und schob in das Wohnhaus hinein.

Zwei Tage darauf lag bei mir ein Schreiben auf dem Tische. Es war von dem Herrn Besitzer. Er entliehe mich sofort, weil ich gegen die Hausordnung verstoßen hätte, schrieb er; ich könnte morgen reisen. Meinen resignirten Gehalt ließ er mir am selben Tage durch seine Frau überbringen.

Ich stieg nochmals dem Herrn aufs Dach, der wurde nochmals bleich und dann wieder beängstigt dunkelroth im Gesicht, und dann griff er in seinen Beutel und zahlte mir noch das Honorar für die Kündigungsfrist, die ein Vierteljahr betrug.

Am nächsten Morgen schied ich leichten Herzens von dem Orte meiner bisherigen Thätigkeit. Von dem Alten, der mich noch bis zur Bahn geleitete, habe ich nichts wieder gehört; aber ich glaube, daß er auf dem Gute gestorben ist. Von seinem Gelde wird er bis zu seinem Tode nichts zu sehen bekommen haben, das ist sicher.

Noch oft aber, so schloß der Doctor seine Erzählung, denke ich an den Alten und an seine Geschichte, und wenn ich nun, meine Damen und Herren, einen heruntergekommenen Menschen sehe, dann wende ich mich nicht hochmüthig ab und nenne ihn verächtlich einen Lump, wie das leider so oft geschieht, sondern ich denke: Was hat diesen Armersten Schiffsbruch erleiden lassen?

aus dem Papierkorb der Beil. III

Kindliche Liebe. (Zu unserem Bilde.) Wahrlich, die haben es gut bei der kleinen Laura, die große, schöne Nieselage, die sich behaglich ihr zur Seite lehnt, und das kleine, weißwollige Lämmchen, das gar einen Kuß von ihr bekommen soll.

Da kann man neidisch werden; so lieb wird man von kleinen, zarten Patschhändchen im Leben nicht so leicht gestreichelt.

„Ob sie mir vielleicht auch einen geben wird?“ mag Bruder Schaf wohl bei sich denken, indem er durch die offene Thür ganz verduzt hinein in den kleinen, kühlen Raum blickt. Und auch Frau Henne hält ihre Zeit für gekommen.

Freilich, um Lieblosungen ist es ihr nicht zu thun; aber die schönen Speisereise dort in dem Raps am Boden locken sie; jetzt wird sie wohl endlich einmal dazu kommen, einen leckeren Bissen in Ruhe ganz für sich zu genießen. Oder ob ihn ihr doch die böse Nage abspenstig machen wird?

Aber da ist ja dann immer noch die kleine Laura da; und wo die mit ihren geliebten Zwei- und Vierfüßlern zusammen ist, wird sie schon dafür sorgen, daß der Friede nicht unwillig durch eine der neidischen Grobmächte gestört wird.

Jules Verne. Neben Zolas Romanen hat in den letzten dreißig Jahren nichts aus der modernen französischen Literatur so allseitige Beliebtheit in Deutschland erlangt, wie Vernes phantastische Erzählungen. Freilich läßt Vernes Schriftstellerei nicht entfernt den Vergleich mit den Kunstwerken des gewaltigen Realisten zu; was er bietet, ist ledig ich Unterhaltungselire, dazu bestimmt, langweilige Stunden auf angenehme, den Geist nicht anstrengende Weise hinzubringen. Der Charakter der meisten

Verneschen Erzählungen ist bekannt: sie bezwecken, dem Leser im Rahmen einer spannenden, abenteuerlichen Erzählung die vermittelbaren oder möglichen Fortschritte der technischen Wissenschaften in der Zukunft vorzuführen. Einige verwegene Pioniere der Wissenschaft lassen sich in einer Riesenbombe aus einer ungeheuren Kanone zum Monde emporschleusen, kehren zurück und berichten von den Ergebnissen des „Forschungsschiffes“. Ein von unvorstelllichem Halse gegen die Menschheit erfüllter Kapitän durchquert die Meerestiefen mit einem, einem gewaltigen Fisch gleichen, unterirdischen Boote. Anderen Wagemuthen gelingt es, die Sonnenwelt zu bereisen oder bis in den Mittelpunkt der Erde zu dringen.

Der künstlerische Werth aller dieser Erzählungen ist nur gering: es sind die rasch hingeworfenen Produkte einer freilich beispiellos üppigen und glänzenden Phantasie, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln und in athemloser Spannung zu erhalten weiß. Dennoch müssen wir die weite Verbreitung der Verneschen Romane und die Anregung, die sie ertheilen, mit Freuden begrüßen: sie sind im Stande, ein heiliges Gegengewicht gegen den selbstgezügten Stolz und die fatte Ueberhebung zu bilden, wie sie sich vielfach in Gelehrten- und Lateinerkreisen auf Grund der in den letzten fünfzig Jahren gewonnenen Verherrlichung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse breit machen. Man begegnet nicht allzu selten der im Tone ansehnlicher Uebersetzung ausgesprochenen Meinung, mit dem neunzehnten Jahrhundert sei die wissenschaftliche Forschung in ihren Grundzügen abgeschlossen; übrig bleibe nur noch die Vertiefung und Ergänzung des Gewonnenen. Wunderliche Verbündung! Mit der wissenschaftlichen Forschungsarbeit schreitet auch die in ihrem Dienst stehende Technik stetig vorwärts, befruchtet sich beide gegenseitig, nimmt auch Arbeitslust und Forschungsdrang zu. Die nächsten Jahrhunderte

können in ihrem Schooß die Lösung von unzähligen Problemen bergen, deren Aufstellung unserem Zeitalter unmöglich ist. Hat doch die jüngste Vergangenheit mit der märchenhaften Entdeckung der Röntgenstrahlen ein Problem gelöst, das die Vorwelt kaum im Scherz aufzuwerfen gewagt hätte!

Die spottende Betrachtung, die Vernes Romane oft über sich ergehen lassen müssen, ist nichts weniger als gerechtfertigt. Riesenaufgaben harren noch ihrer Bewältigung durch den menschlichen Scharfsinn: seien wir Jedem dankbar, der uns dann und wann den Ausblick in das gelobte Land menschlicher Geistesarbeit eröffnet. I.

Gedankensplitter.

Je niederträchtiger der Kriechling sich Macht erschließen und erschadert hat, desto drückender übt er sie.

Die Gelehrten haben meistens die abgeschliffenste Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, und vermehren ihr Bischen ärmlische Dialektik für den schmutzigsten Gewinn an den Vorliebenden; aber die Staatsverweiser und Religionsvorsteher thun auch alles Mögliche, um aus rechtlichen, vernünftigen Leuten Indifferentisten (abgestumpfte Gleichgültige) zu machen.

Wir sind verdammt zur Dummheit und Weggeworfenheit (heute: Verworfenheit) durch das Stöcksystem und die Privilegien. Seume.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macash, Leipzig, Oststraße 14, richten.